



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

P. Rosen

Friedrich Schiller.

Akademische Festrede

zu

Schiller's hundertjährigem Geburtstage

gehalten in der Collegienkirche zu Jena

in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs
und der Frau Großherzogin von Sachsen

von

Kuno Fischer,

ordentlichem öffentlichem Professor der Philosophie, Ritter des Großherzoglich
Sachsen-Weimarischen Hausordens vom weißen Falken.

Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand,
mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv.



Leipzig:

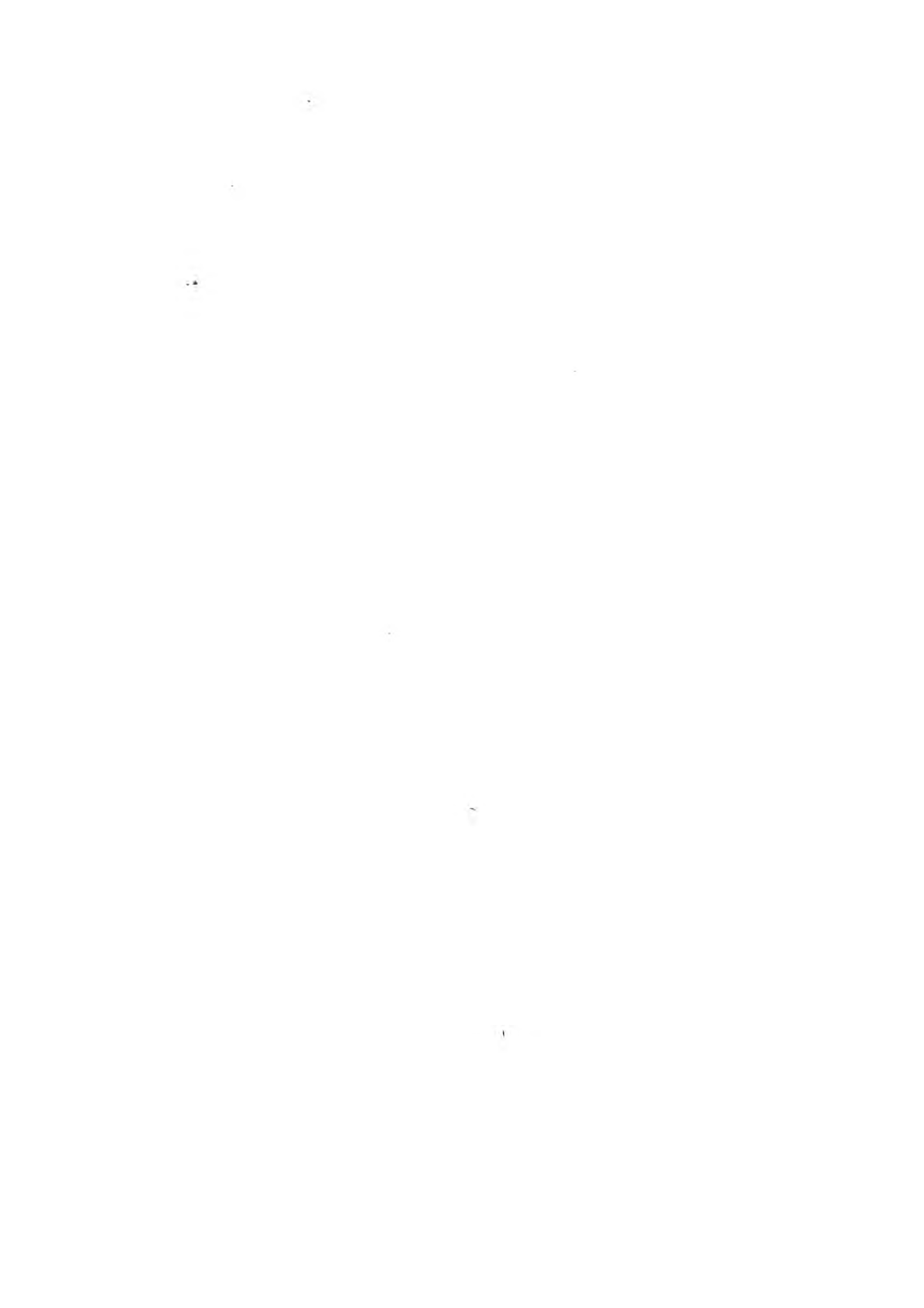
S. A. Brockhaus.

1860.

EP 944 A. 11



EP 944 A. II



Akademische Festrede

zu

Schiller's hundertjährigem Geburtstage

gehalten in der Collegienkirche zu Jena.

EP 944 A. 11

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist also fort und immer fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.
So mußt Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen und Propheten.
Und kein Gesetz und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe.

Friedrich Schiller.

Akademische Festrede

zu

Schiller's hundertjährigem Geburtstage

gehalten in der Collegienkirche zu Jena

in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheiten des Großherzogs
und der Frau Großherzogin von Sachsen

von

Kuno Fischer,

ordentlichem öffentlichem Professor der Philosophie, Ritter des Großherzoglich
Sachsen-Weimariſchen Hausordens vom weißen Falken.

Als Anhang einige Schriftstücke von Schiller's Hand,
mitgetheilt aus dem Universitätsarchiv.



Leipzig:

F. A. Brodhauſ.

1860.



Durchlauchtigster Großherzog,
Rector Academiae Magnificentissime!

Durchlauchtigste Frau Großherzogin!

Akademische und hochansehnliche Versammlung!

In einem für die vaterländischen Gesichte düstern und verhängnißvollen Jahre, das seinem Ende zueilt, ist dieser Tag der einzige, der nach so vielen schmerzlichen und getheilten Empfindungen die Herzen der Deutschen in einem einmüthigen und hochgestimmten Gefühle vereinigt. Noch vor wenigen Monaten wollte es scheinen, als werde das festliche Andenken dieses Tages verstummen müssen unter dem Feldrufe der schon kriegsbereiten Waffen. Doch ist in die öffentlichen Verhältnisse ein Augenblick vielleicht mehr der Stille als des Friedens zurückgekehrt, der uns zu ungetrübter Theilnahme die heutige Gedächtnißfeier freigibt.

Was wir als Deutsche bedürfen, darüber streiten die Meinungen und die Interessen. Was wir besitzen als eine sichere, unzerstörbare, saatzzeugende Frucht des deutschen Geistes; darüber können wir einig sein, und daß wir es sind,

davon gibt der heutige Tag das unwidersprechliche Zeugniß. Mitten in einem wieder lebhaft erregten Parteikampf, im Angesicht einer vielleicht nahen stürmischen Zukunft, unter dem Andrang einer Zeit, die nach menschlichem Anscheine den Krieg will, feiert heute das deutsche Volk, so weit seine Sprache reicht und wo immer diese Sprache geredet wird, das Andenken eines Dichters, der unsere Einbildungskraft an das Große gewöhnt, der die Herzen der Deutschen gewonnen hat, weil er die unwiderstehliche Kraft besaß, sie zu erheben.

Was nicht in unserer Einbildungskraft klar und lebendig geworden, das wird auch in unserm Leben nicht wirklich. Darin besteht die geheimnißvolle Macht, welche die Phantasie ausübt über das Leben und die Schicksale der Menschen. Es ist darum eines der höchsten und fruchtbarsten Güter, die ein Volk haben kann, wenn seine Phantasie erfüllt ist mit einem Reichthume großer und erhabener Vorstellungen, wenn diese Vorstellungen nicht blos dunkel gefühlt, sondern in den lebendigsten Gestalten ausgeprägt sind durch die Macht eines Dichters. Es ist kein Streit, daß wir dieses kostbare Gut besitzen; es ist kein Streit, daß unter den deutschen Dichtern Friedrich Schiller es ist, dem wir von unserm poetischen Reichthume gerade dieses Gut in erster Weise verdanken. Die Schuld fühlt jeder, der den Dichter einmal empfunden hat. Und nichts empfinden die Menschen dankbarer als die Erhebung. So erklärt sich aus dieser rein menschlichen Empfindung das rührende Schauspiel dieser Tage: daß in allen Lebensgebieten des deutschen Vaterlandes alle Gemüther bewegt sind, den Tag zu feiern, der vor einem Jahrhundert diesen Dichter dem deutschen Volke geschenkt hat.

Ein Jahrhundert ist eine lange Probe! Es ist die Prüfungszeit, welche die Weltgeschichte verlangt, um die Dauer

menschlichen Ruhmes zu verbürgen. Denn zu der Unsterblichkeit, welche die Menschen gewähren, gehört nicht allein das Verdienst, sondern auch die Anerkennung. Und diese beiden finden sich nicht immer nach dem Maße der Gerechtigkeit zusammen. Bei der Beweglichkeit und Schwäche der menschlichen Sinnesart, die so leicht dem Scheine huldigt, durch Scheingrößen so gern und darum so oft sich bestechen läßt, wird manches wahre Verdienst nicht erkannt oder vergessen, wird vieles Scheinverdienst eine Zeit lang gefeiert, bis ein wohlthätiger Hauch sein Andenken schnell und für immer verweht. Die Probe der Jahrhunderte halten die Scheinverdienste nicht aus. Wer diese Probe besteht, dessen echtes Verdienst hat für immer die Anerkennung der Welt gefunden, der hat gelebt für alle Zeiten. Ein hundertjähriger Geburtstag, den die Welt feiert: das ist ein Siegesfest, das mit dem großen Verdienst die Huldigung und Verehrung der Menschen auf die Dauer geschichtlichen Andenkens verbindet, dieser seltenen und gerechten Verbindung den öffentlichen und feierlichen Ausdruck gibt. Es ist gut, daß der Ruhm nicht bloß ein Verdienst, sondern durch die freiwillige Anerkennung der Welt auch ein Geschenk ist, das nur die größten Verdienste empfangen. So kommen wir nicht mit leeren Händen zu dem hundertjährigen Geburtstage Schiller's. Sein Verdienst ist sein eigenes Werk; sein Ruhm ist auch das unserige. Und diese Festtage bezeugen es laut, daß jeder Deutsche sich zur schönen Pflicht macht, dieses Werk nicht zu versäumen, dem Dichter das Höchste darzubringen, das Menschen Einem ihres Geschlechts gewähren können: die Unsterblichkeit seines Namens! Wir geben ihm heute das Wort aus seinem Siegesfest zurück, damit es von ihm selbst gelte: „Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch;

wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch!“

Die Wirkungen eines großen Geistes gehören der Welt, über die sie sich unaufhaltsam und neidlos verbreiten. Aber das dankbare und fromme Andenken der Nachwelt folgt gern auch den Spuren ihres irdischen Daseins, sucht die Stätten auf, wo einst jene wohlthätigen Geister gelebt haben, feiert mit der That auch deren Schauplatz. Diese stillen Schauplätze ihres Wirkens werden mitgefeyert, wenn die Welt, sich der mächtigen Wirkungen bewußt, ihre großen Männer verherrlicht. Und hier, an den Orten der persönlichen Erinnerung, wird auch das Andenken der Geister heimlicher und darum lebendiger sein dürfen als in der Fremde. Wohl ist es „vortheilhaft, den Genius bewirthen; gibst du ihm ein Gastgeschenk, so läßt er dir ein schöneres zurück; die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht: nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“

Das ist der Vortheil, der unvergeßliche, dessen sich unter allen deutschen Städten Weimar erfreut: daß es in den größten Zeiten der deutschen Poesie deren gastliche Heimat war. Das ist der Vortheil, der unter allen deutschen Universitäten unserm Jena gehört: daß hier die deutsche Philosophie ihre fruchtbarsten Jahre erlebt hat. Und diesen Vortheil, den Genius gastlich aufgenommen zu haben, theilen wir heute mit Weimar. Wie sich in Schiller Dichter und Philosoph auf eine wunderbare und einzige Weise vereinigt haben, so hat ihn selbst ein sinniges Schicksal mit beiden Orten verbunden: dem poetischen Hofe und der philosophischen Univer-

sität. Diese beiden selbst zusammengehörigen Städte waren der Schauplatz seiner letzten und reichsten Lebenszeit. In gutem Einvernehmen feiern sie heute gemeinschaftlich den Gedächtnistag ihres Schiller.

Dieses Fest ist das letzte Glied in der großen Familie der Jubiläen, die im Laufe eines Jahrzehnts Weimar und Jena verherrlicht haben. Unwillkürlich ruft der Name des heutigen Tages die Erinnerungen wach an die Jubelfeste der jüngsten Vergangenheit. Gedenken wir, daß unter den Fürsten Deutschlands Karl August von Sachsen-Weimar der Erste und Einzige war, der dem bedrängten und heimatlosen Schiller seinen fürstlichen Schutz, dem gereiften Dichter seine fürstliche Freundschaft schenkte; daß Schiller ein Lehrer unserer Universität, ein Bürger dieser Stadt war; daß ihn mit Goethe jene glückliche und tiefgegründete Freundschaft verband — ein Verhältniß einzig in seiner Art und das schönste Zeugniß für die menschliche Größe beider —: so konnte es nicht besser sich fügen, als daß sich Schiller's hundertjähriger Geburtstag dicht anschließt an die Jubeltage von Jena, Karl August und Goethe!

Unsere Gedächtnisrede will sich die Zeit lebhaft vergegenwärtigen, wo Schiller der Unfrige war. Noch hat die über-tünchende Industrie unserer Tage die Spuren jener ruhm-vollen Zeit nicht verwischt, und manche Häuser dieser Stadt rühmen sich laut, daß sie einst Schiller bewohnt hat. Doch um sein Andenken nicht zu verkürzen, lassen Sie uns zuvor das Lebensbild des Dichters in seinen hervortretenden Zügen durchlaufen bis zu dem Augenblicke, der ihn mit Jena verbindet.

Dieses Leben, bevor es in den sichern Hafen einläuft, hat auch in seinen äußern Schicksalen etwas außerordentlich Dramatisches. Es ist wie vom Sturme bewegt in dem leidenschaftlichen Kampf mit einem durch äußere Macht ihm aufgelegten Zwange, in dem schnellen und jähen Wechsel seiner Zustände und Empfindungen, in dem fortwährenden Ringen bald mit der Leidenschaft bald mit dem Schicksal. Seine gewaltige Natur, wie es nicht anders sein kann, macht sich ihm frühzeitig fühlbar. Er ahnt, daß etwas in ihn gelegt sei, wodurch er mächtig einwirken könne auf die Herzen der Menschen. Instinctartig greift er schon als Kind nach dem Lebensberufe, der vor allen andern bestimmt ist, die Menschen zu erheben. In seiner Phantasie ist er schon der künftige Prediger, und wie mit dämonischer Gewalt treibt es ihn zu reden. Es ist seine poetische Natur, die, sich selbst noch verborgen, auf diesem Wege zuerst ihre Lebensform sucht.

Allmählich erwacht der Dichter. Er erwacht in dem Bögling einer Militärschule, der den Predigerberuf aufgegeben, die Rechtswissenschaft aus Abneigung verlassen, sich mit aus eigener Wahl der Arzneikunde gewidmet. Er gehört zu jenen groß angelegten Menschen, die in keiner Aeußerung das großartig Eigene verheimlichen können, die, was sie auch unternehmen, sich eine außergewöhnliche Geltung verschaffen. „Wäre Schiller kein großer Dichter geworden“, sagt einer seiner damaligen Jugendfreunde, „so war für ihn keine Alternative als ein großer Mensch im activen öffentlichen Leben zu werden.“ Es scheint als ob solchen Naturen mehr als eine Lebensbahn offen wäre. Und mehr als einmal hat Schiller an dem Scheidewege gestanden zwischen dem bürgerlichen Lebensberufe und dem Poeten. Sein Dichten selbst erscheint ihm nicht in der Form einer ausdauernden und nachhaltigen

Thätigkeit, wie sie der bürgerliche Lebensberuf verlangt. Es kommt ungestüm und momentan, wie die auflodernde Flamme der Leidenschaft, die jetzt Befriedigung um jeden Preis verlangt und dann verspricht, gehorsam wie ein Kind, nichts mehr haben zu wollen. Nur diese erste Dichtung will er vollenden und dann für immer dem bürgerlichen Berufe gehören. Nach seinem Don Carlos sogar glaubt er noch zurücklenken zu können in die gewöhnliche Lebensbahn. Allmählich scheidet sich im Lauf seiner Schicksale der Dichterberuf von dem bürgerlichen. Als endlich sein Genie für die dramatische Kunst ihm und der Welt sonnenklar einleuchtet, da sind ihm nur wenige Jahre noch vergönnt, diesem Berufe zu leben.

Die Zeit der Militärschule in Stuttgart ist die Morgendämmerung seiner poetischen Natur, aus der schon hier und da ein gewaltiger Strahl aufleuchtet und ein feuriges Meteor emporsteigt: ein Werk, von dem er selbst sagt, daß es die Frucht gewesen sei einer naturwidrigen Verbindung der Subordination mit dem Genius. Goethe's Werther und Götz sind vorangegangen. Sie haben in einigen feurigen Jünglingen der Karlschule gezündet, einer Schule, in deren oberster Leitung sich die strenge soldatische Zucht mit einer phantastischen Willkür auf seltsame Weise vermischt. Während Schiller die „Räuber“ schreibt, wie ihm der Augenblick die Scenen eingibt, gehört er zu den Lieblingsschülern des Herzogs, der ihn zum Festredner erwählt an den Stiftungstagen der Akademie, ist er der belobte Schüler, den seine Lehrer öffentlich durch Preise in der medicinischen Wissenschaft auszeichnen, ist er die Bewunderung seiner poetischen Mitschüler. Während er sein Trauerspiel vollendet, veröffentlicht, zur Aufführung umarbeitet, ist er der Regimentsmedicus beim

Grenadierregiment Augé in Stuttgart, nachdem er acht Jahre lang den Zwang der Militärschule getragen.

Das Jahr 1782 wird in seinem Leben verhängnißvoll. Er hat dem Drange nicht widerstehen können, sein Werk selbst aufführen zu sehen auf der Bühne von Mannheim. Das zweitemal wird seine Entfernung dem Herzog hinterbracht, den schon einige poetische Freiheiten, die sich Schiller genommen, gegen seinen ehemaligen Zögling verstimmt haben. Mit dem Gefängniß auf der Wache büßt er diesen Verstoß gegen die militärische Ordnung. Da findet sich in seinem Trauerspiel eine Stelle, die als Beleidigung gilt gegen den Schweizercanton Graubündten. Es sind nicht die Räuber als solche, sondern diese Stelle gewesen, die als Anlaß zu einer öffentlichen Beschwerde über einen Zögling der Karlschule den Herzog Karl Eugen erbittert und vermocht hat, Schiller in der strengsten Weise zu verbieten, andere als medicinische Schriften zu veröffentlichen. Schiller empfängt diesen Befehl im Schlosse zu Hohenheim aus des Herzogs eigenem Munde. Keine Gegenbitte findet Gehör. Er hat zu wählen zwischen der Muse und dem Lazareth, mit andern Worten zwischen seiner Freiheit zu dichten und der Heimat. Jetzt beschließt er jene verhängnißvolle Flucht, die er in einer Septembernacht des Jahres 1782 ausführt, von der Handschrift seines Fiesco und einem treuen Freunde begleitet, dessen Aufzeichnungen zum Besten gehören, das wir über Schiller's Jugendzeit haben.

Zwei Bilder aus dieser Jugendzeit des Dichters treten hier bedeutungsvoll und überraschend vor unsere Seele. Als im December 1779 die öffentlichen Preise im Saale der Militärschule vertheilt werden, erhält Schiller, während er seine Räuber und Goethe's Dichtungen im Herzen trägt, die Preise

in der praktischen Medicin, in der *Materia medica*, in der Chirurgie, und wird auch in der deutschen Sprache und Schreibart mit andern seiner Mitschüler des Preises für würdig erklärt. Und die Zeugen dieser Preisvertheilung sind an der Seite von Karl Eugen zwei Männer, die so wichtig und segensreich werden sollten im Leben Schiller's: der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar und Goethe, beide damals auf ihrer Schweizerreise begriffen. — Als Schiller in jener Septembernacht heimlich und unbemerkt von Stuttgart nach Mannheim flieht, da hat er sich gerade diesen Moment gewählt, wo alle Welt den prachtvollen Festen nachgeht, welche der Herzog dem Großfürsten Paul von Rußland und dessen Gemahlin Maria von Württemberg zu Ehren veranstaltet hatte. Er flieht, gleichsam geschützt durch den Empfang jenes großfürstlichen Paars, dessen kaiserliche Tochter, Maria Paulowna hochgesegneten Andenkens, er selbst zweiundzwanzig Jahre nach seiner Flucht mit der Huldigung der Künste in Weimar als seine künftige Herrin empfangen sollte.

Mit dieser Flucht hat unser Dichter seine Freiheit gerettet, aber für immer seine Heimat verloren. Er fühlt diesen ganzen Verlust, als er noch einen Blick zurückwirft auf die Freudenfeuer, die das herzogliche Waldschloß weithinaus erhellen, als er dort die Wohnung der Eltern erkennt, wo er die trauernde Mutter zurückgelassen, und plötzlich wie von einem sympathetischen Strahle berührt ausruft: „Meine Mutter!“

Damals erschien ihm im Zauberlichte seiner Phantasie die nächste Zukunft wie der offene und weite Spielraum des Glücks und der Größe. Es kommen die Jahre der Ent-

täuschungen und Bedrängnisse aller Art, die einen geringeren Geist unfehlbar geschwächt und herabgedrückt hätten; diesen Geist konnten sie nur stählen und läutern. Selbst die Augenblicke der tiefsten Entmuthigung wecken in seiner kühnen und aufgerichteten Gemüthsart schnell das gesteigerte Kraftgefühl.

Die manheimer Bühne unter Dalberg hatte den talentvollen Dichter willkommen geheißen; jetzt weist sie den flüchtigen Dichter zurück. Er hatte gehofft, einen öffentlichen Wirkungskreis für seine poetische Kraft zu finden; jetzt muß er eine Zuflucht für seine Person suchen, einen Schutz gegen die immer drohende Verfolgung. Unter fremdem Namen lebt er in Mannheim, dann in Oggersheim, zuletzt in dem waldeinsamen Dörfchen des fränkischen Thüringen, wo ihm das sichere Asyl eine ihm befreundete Familie bereitet, deren Namen sich wohlthätig mit dem seinigen verbunden hat: das Haus Wolzogen in Bauerbach. Hier vollendet er sein bürgerliches Trauerspiel, das Iffland *Kabale und Liebe* genannt hat; hier beginnt er den *Don Carlos*. Endlich verschwindet die Gefahr der Verfolgung, die vielleicht der Herzog von Württemberg nie beabsichtigt hat. Man ruft den Dichter nach Mannheim zurück in den Wirkungskreis, den er sich gewünscht. Aber seine dramaturgischen Verbesserungspläne scheitern an jenem kleinen Sinn, der keine Verbesserung duldet. Es ist eine trübe und dunkle Zeit im Leben Schiller's. Heimatlos und krank, von den äußern Mitteln des Lebens entblößt bis zum empfindlichen, selbst moralisch empfindlichen Mangel, in seinem Wirkungskreise beengt und angefeindet, von aufregenden und verwirrenden Leidenschaften gemüthlich ergriffen — blieb ihm damals von den Freuden und Hoffnungen des Lebens nichts Sicheres als die Dichtung und die Freundschaft!

Es ist etwas Großes um die Freundschaft im Leben Schiller's! Der sieht den Dichter nicht auf seiner menschlichen Höhe, der ihn nicht in der Freundschaft gekannt hat, nicht hier ihn kennen lernt, wo sich die Tiefe und Innigkeit seiner weichen und feurigen Empfindung ganz aufschließt, wo sich seine Geistesmacht mit seiner Herzensgüte zu einem unbeschreiblichen Ausdrucke vereinigt. Bei aller Geistesgröße hätte er seinen Freunden nicht soviel sein können, wenn sie nicht ihm viel gewesen wären. Diese Empfänglichkeit, dieses Bedürfnis nach Liebe und dem vollen Austausch der Gemüther gehört zu den Naturanlagen Schiller's. Seine Freundschaften sind Lebens-epochen von den Jugendgesellen der Militärschule bis hin zu Humboldt und Goethe! Wenn ein Beweis nöthig wäre, daß Schiller einer der besten und edelsten Menschen gewesen, so würde ich nur auf die eine Thatfache hinweisen, daß er in keinem Momente seines Lebens ohne Freunde war, deren ganzes Herz ihm gehörte. So viele Ideale er scheitern sah, dieses eine ist ihm treu geblieben durch alle Schicksale und Wandlungen seines Daseins:

Von all dem rauschenden Geleite
 Wer harrte liebend bei mir aus?
 Wer steht mir tröstend noch zur Seite
 Und folgt mir bis zum finstern Haus?
 Du, die du alle Wunden heilest,
 Der Freundschaft leise zarte Hand
 Des Lebens Bürden liebend theilest,
 Du, die ich frühe such' und fand!

Und gerade damals unter den Wirrnissen seines Lebens in Mannheim geht ihm unerwartet eine Freundschaft in der Ferne auf, die er begierig ergreift wie einen neuen Lebens-

anker. Von unbekanntem Händen empfängt er Briefe aus Leipzig voll enthusiastischer Verehrung. Nicht einmal die Namen sind genannt. Es sind Menschen, die nichts wollen als dem Dichter gesagt haben, daß sie mit ihm empfinden. So entsteht der lebenslängliche Freundschaftsbund zwischen Schiller und Körner: ein Name, der in unserer Gedächtnisrede nicht fehlen darf. Diese Freunde selbst kennen zu lernen, in ihrer Nähe ein neues Leben zu beginnen, faßt Schiller den Entschluß, Mannheim zu verlassen. Hören wir ihn selbst, wie er sich den Freunden in der Ferne ankündigt. In jedem Ausdruck erkennt man den Dichter des Moor und des Carlos mit seinem feurigen Freundschaftsbedürfnis: „Große Tonkünstler kennen sich oft an den ersten Accorden, große Maler an dem nachlässigsten Pinselstrich, edle Menschen sehr oft an einer einzigen Aufwallung. Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen getragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bisher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann, der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst, und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht daß Sie Schiller noch ebenso gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird. — Ich war noch nicht glücklich, denn Ruhm und Bewunderung und die ganze übrige Begleitung der Schriftstellerei wägen auch nicht einen Moment auf, den Freundschaft und Liebe bereiten — das Herz darbt dabei. Werden Sie mich wol aufneh-

men?“ Mit einer rührenden Dankbarkeit gedenkt Schiller dieser Ueberraschung in einem Brief an seine mütterliche Freundin: „Ein solches Geschenk ist mir die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten — und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Circel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuen, mich kennen zu lernen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, dann freue ich mich meines Dichterberufs und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß.“

Diese neue Freundschaft sammelt und weckt zu frischem Muth alle seine Lebensgeister, die Jahre des Leidens fallen wie Staub von ihm ab, sie sind vergessen im Augenblick, wo er gleichgestimmte Seelen findet. Man muß sich lebhaft vergegenwärtigen, wie viel Schiller seit seiner Flucht gelitten hat, um es ganz zu würdigen, wie stark und gesund und gut in des Wortes rein menschlichem Sinn dieses Herz sein mußte, dessen erste poetische Wallung nach so langen leidensvollen Jahren — das Lied an die Freude war, — weil ihm „der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein!“

Die Freundschaft mit Körner führt den Dichter zuerst in unsere Nähe. Er kommt eine Hoffnung im Herzen, die sich früh in ihm geregt und noch ehe er Mannheim verläßt, ihre erste Erfüllung erlebt hat. Es gibt Wünsche, die sich mit der unwiderstehlichen Gewalt einer prophetischen Stimme aufdrängen, weil sie in der Schicksalsanlage des Lebens ihren geheimnißvollen Grund haben. Unter den Mächtigen Deutschlands war nur Ciner, in dessen Nähe sich Schiller hingezo-

gen fühlte mit dem stillen Wunsch, ihm anzugehören: nur Einer, der den großen Aufschwung des deutschen Geistes, der in der Poesie sich zuerst vernehmbar machte, ganz begriff, weil er ihn ganz theilte. Dieser Fürst in des Wortes seltenster Bedeutung war Karl August, der große Naturen anziehen, festhalten, lenken konnte und schon dem Dichter des Werther und Götz einen Platz eingeräumt hatte in seinem Rath und in seinem Herzen. Keiner hat diese gewaltige Natur besser erkannt als Goethe. Was hat den Dichter nach Weimar geführt und mehr als ein halbes Jahrhundert hier festgehalten? Nein! es war nicht, wie sich die Menge einbildet und der Neid sich überreden möchte, es war nicht der Glanz, den sein fürstlicher Gönner ihm freigebig schenkte, — es war das Unwiderstehlich-Menschliche in Karl August, das Goethe wie wenigstens in der Welt mit verwandter und treuer Seele geliebt hat. Er hätte nie vermocht, sich von Karl August zu trennen. Wie sich Goethe in Weimar und zu seinem Fürsten fühlte, das hat er uns in jenen seelenvollen Worten bekannt: „Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen, woher ich sei, wer mich hierher gesandt, aus fernen Zonen bin ich her verschlagen und durch die Freundschaft festgebannet.“ Und was in Karl August diese festbannende Anziehungskraft auf ihn ausübte: diese durch sich selbst mächtige, aus sich selbst arbeitende und emporstrebende Natur voller Kraft hat Goethe hinreißend getroffen, wie er uns den jugendlichen Fürsten schildert: „.... Ein edles Herz, das ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur, bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet, und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt, mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt; kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen und kein Gesang die hohen Wogen stillen.“

Schiller hatte den Fürsten das erstemal gesehen bei jener Preisvertheilung, wo er selbst so viele Lorberen in der Medicin davontrug. Fünf Jahre später lernt Karl August am Hofe von Darmstadt den mannheimer Bühnendichter kennen und hört von ihm selbst einen Act des Don Carlos. Damals gewinnt Schiller zuerst die Theilnahme und den Schutz des Herzogs, der ihm durch ein öffentliches Zeichen seine Anerkennung ausspricht. Hatte Körner's Freundschaft den Dichter nach Leipzig, dann nach Dresden geführt, wo er seinen Carlos vollendet, die Geschichte vom Abfall der Niederlande und den Geisterseher beginnt, so führt ihn die stille Hoffnung auf Karl August nach Weimar, wo er persönliche Verbindungen verschiedener Art theils schon gewonnen hat theils aufsucht.

Es fängt an, hell zu werden im Leben Schiller's. Die Beschäftigung mit den Griechen, deren Dichter er jetzt kennen lernt, reift und veredelt seine poetische Kraft. Sein erstes Gedicht in Weimars classischer Atmosphäre sind Die Götter Griechenlands; das letzte, das er hier während seines ersten Aufenthalts vollendet, sind Die Künstler. Dazwischen fällt der schöne und fruchtbare Sommer des Jahres 1788 in Volkstädt und Rudolstadt, wo er die Briefe über den Don Carlos schreibt, die Geschichte vom Abfall der Niederlande vollendet, den Homer und die Tragiker liest, Stücke aus dem Euripides übersetzt, daneben den Geisterseher fortführt. Es ist zugleich die glückliche und sommerhelle Zeit einer festen und beruhigenden Neigung, die den Grund legt zu einem Bündniß für das Leben. Zu einem befestigten Dasein fehlt jetzt nichts als die sichere bürgerliche Stellung, um nach so vielen Stürmen endlich auf festem Grunde zu landen.

Hier ist es, wo den Dichter Jena empfängt. Es ist das Werk von Karl August, woran Goethe auf das förderlichste theilnimmt, daß die fürstlichen Erhalter der Gesammt-Universität Jena Schiller als Professor an die philosophische Facultät ihrer Hochschule berufen. Diese Berufung gilt nicht allein dem berühmten Dichter, sie gilt namentlich dem Geschichtschreiber, der den Abfall der vereinigten Niederlande von der spanischen Herrschaft, diesen großen Sieg des Protestantismus, geschildert hat. Es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß Schiller für die Geschichtswissenschaft der Universität fruchtbar sein werde. Im April 1789 ernennt unsere philosophische Facultät Friedrich Schiller zu ihrem Magister auf ein lateinisches Anschreiben des Dichters, das die Acten der Facultät noch aufbewahren. Im Mai siedelt er von Weimar nach Jena über.

Man wird es begreiflich finden, daß ihm der Schritt schwer fällt aus dem zwanglosen Dichterleben in die seinem Beruf fremde akademische Gemeinschaft; daß er sich ungern verurtheilt sieht, seine Zeit zwischen Katheder und Muse zu theilen. Was sich einem Schiller gegenüber schwer begreift, ist der leider eingetretene Fall, daß sich der zünftige Facultätscharakter gelegentlich auf eine empfindliche und enge Weise dem Dichter fühlbar gemacht und dem großen Mann seinen bescheidenen akademischen Platz einen Augenblick lang verleidet hat.

Die Berufung Schiller's an unsere Universität ist ein bedeutungsvoller Moment in deren Geschichte. Damals beginnt Jenas glücklichste und größte Zeit, die Jahre einer in der Geschichte der deutschen Universitäten einzigen und unvergleichlichen Blüthe. Mit Schiller zugleich kam ein dem Dichter befreundeter Naturforscher, dessen Name ein edles Doppel-

gestirn dieser Universität bezeichnet. Es war Göttling der Ältere, der Vater des Unfrigen, der in demselben Zeitpunkt als Schiller sein hiesiges Lehramt antrat; Schiller freute sich schon, mit Göttling in einem Hause wohnen zu können und in seinen Mußestunden sich an den Experimenten des trefflichen Chemikers zu ergötzen.

Bald fühlt sich Schiller wohl und heimlich in seiner neuen Heimat. Sein bisher unbestimmtes und umherirrendes Leben zieht sich jetzt zusammen in eine feste Stellung, die doch unabhängig und frei ist. Man muß nicht vergessen, daß sich in dem Charakter Schiller's die ungebundenste und kühnste Phantasie mit einer streng bürgerlichen und einfachen Denkweise vereinigt, daß der Dichter des Karl Moor und des Musikus Miller dieselbe Person ist. Er wollte seine persönliche Unabhängigkeit behalten und doch einen bestimmten Beruf haben. Diese beiden Wünsche zugleich zu befriedigen, war in der That keine Stellung und kein Ort günstiger, als sein akademisches Verhältniß in Jena. Zum erstenmal in seinem Leben fühlt er sich hier als Glied eines zusammenhängenden Ganzen. Dieses Gefühl thut ihm wohl. „Ich bin“, schreibt er dem vertrauten Freunde, „in Jena zum erstenmal eigentlich bürgerlicher Mensch, der gewisse Verhältnisse außer sich zu beobachten hat, und da diese doch nicht drückend sind, da ich dort niemand über mir habe, so hoffe ich, mich darin finden zu können.“ Gleich in den ersten Tagen seines hiesigen Aufenthalts gibt er dem Freunde die zufriedenste Nachricht: „Ich kann von meiner hiesigen Existenz nichts anderes als Gutes schreiben, es war mir kaum irgendwo so wohl als hier, weil ich hier zu Hause bin. Meine Freunde tragen mich auf Händen, mein Humor ist gut, ich bin geselliger, und mein ganzes Sein hat einen bes-

fern Anstrich.“ Jeder Besuch eines Collegen, eines Studenten erneuert ihm dieses wohlthuende Gefühl der berufsmäßigen Angehörigkeit an ein Ganzes. Freilich sind Augenblicke gewesen, die niemals ausbleiben, in denen sich diese glückliche Stimmung getrübt hat. Doch in ihrem Grundton ist sie dieselbe geblieben: das dauernde Wohlgefühl eines freundlichen und in sich gesammelten Lebens, wie es der Dichter bedurfte und wie es Jena mit seiner idyllischen Eigenthümlichkeit den Seinigen gewährt. Es sind sechs Jahre vergangen seit jenen ersten glücklichen Aeußerungen Schiller's über sein Leben und seine Stellung in Jena; da wird es ihm sehr nahe gelegt, Jena zu verlassen; das eigene Heimatsland ruft ihn zurück, der Nachfolger von Karl Eugen will das Verdienst haben, Württemberg seinen Schiller wiederzugeben. Der Ruf an die Universität Tübingen wiederholt sich unter den willkommensten Aussichten. Schiller lehnt ihn ab und bleibt, wie es Karl August gewünscht und begünstigt hatte, in Jena. Von gefälliger Hand ist mir ein noch unbekannter Brief Schiller's aus jener Zeit mitgetheilt worden, worin er dem weimarischen Minister schreibt: „Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten und alle Gedanken, Jena zu verlassen, sind nun auf immer verbannt. Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viel vorzügliche Menschen findet.“

und kehren wir zu der Zeit zurück, wo er in so glücklicher Stimmung sein akademisches Leben beginnt. Man kann sich vorstellen, mit welcher ungeheuren Spannung die Studenten

den Augenblick erwarten, wo der Dichter der Räuber seine Vorlesungen eröffnen wird. Er hat für das erste Semester — es ist der Sommer des Jahres 1789 — Einleitung in die Universalgeschichte angekündigt. Dienstag den 26. Mai Abends um 6 Uhr soll die Vorlesung ihren Anfang nehmen. Um halb sechs ist das Auditorium gefüllt. Es war Reinhold's Hörsaal, in einem Hause vor dem Johannisthor gelegen. Schiller selbst erwartet in der Wohnung des ihm befreundeten Reinhold die bestimmte Stunde. Er steht am Fenster und sieht Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, die Masse wächst immer mehr; das Auditorium kann sie bei weitem nicht fassen. Schon sind Vorssaal, Flur, Treppe dicht vollgedrängt. Man bittet Schiller, in dem größten Auditorium der Universität zu lesen. Das war damals der Hörsaal Griesbach's in dem Hause, wo heute der Hörsaal unserer landwirthschaftlichen Akademie ist. „Nach Griesbach's Auditorium!“ heißt von allen Seiten die Losung. Die bunten Massen stürzen jetzt in hellen Zügen die Straße hinunter: jeder will der erste sein, Platz zu finden; die Johannisstraße ist mit Studenten wie besäet; die ganze Stadt kommt in Alarm, alle Fenster in Bewegung, sogar die Wache am Schloß. Viele glauben, es sei Feuerlärm. „Was ist denn, was gibts?“ rufen die Einen. „Schiller wird lesen!“ rufen übereilend die Andern. Auditorium, Vorssaal, Flur bis an die Hausthür sind mit dichten Scharen besetzt, viele stehen noch auf den Bänken und an den offenen Fenstern. Nach einer kleinen Weile kommt Schiller, von Reinhold begleitet, er zieht durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern und besteigt den Katheder, den er kaum finden kann, unter dem lauten Jubel der Studenten. Das war ein denkwürdiges und in der That dramatisches Moment in der Geschichte

unserer Universität, dieser Einzug unsers großen dramatischen Dichters in den akademischen Hörsaal!

Diese erste Vorlesung Schiller's, seine akademische Antrittsrede, wie er sie nennt, hat den Geist unserer Universität ausgesprochen, als dieser Geist sich eben bereit macht, sein großes philosophisches Zeitalter anzutreten. Es wird die Frage gestellt: „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?“ Und die Antwort lautet: Universalgeschichte heißt die zusammenhängende Geistesentwicklung des menschlichen Geschlechts, die zu erkennen nicht der Zweck des Brodgelehrten, sondern des philosophischen Kopfes ist. Das Interesse am Erwerb macht den Brodgelehrten; das Interesse am Wissen macht den philosophischen Kopf. Der Brodgelehrte hat bei seinem Eintritt in die akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt; von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das sorgfältigste abzusondern. Schiller läßt diese beiden Charaktere, den Brodgelehrten und den philosophischen Kopf, einander gegenüber treten und schildert sie in allen ihren Zügen, um zuletzt zu erklären, daß das Studium der Universalgeschichte dem ersten erlassen werden könne, dem zweiten empfohlen werden müsse, und daß er selbst es nur mit dem zweiten zu thun habe.

Leider konnte Schiller nur wenige Semester ohne Unterbrechung lesen. Im Sommer des Jahres 1790 kam zu der historischen Vorlesung eine kunstphilosophische über die Tragödie, die er am Beispiele der Alten, namentlich des Oedipus, entwickelte. Im Winter darauf hatte er drei geschichtliche Vorlesungen angekündigt. Da überfällt ihn auf einer Reise während der Weihnachtsferien die fürchterliche Krank-

heit, deren wiederholte Angriffe sein Leben bald aufs äußerste gefährden, von der sich Schiller nie wieder erholt hat. Seine Brust hat so gelitten, daß er aufhören muß, öffentlich zu reden. Im Winter von 1792 zu 1793 liest er das letztemal in seinem Zimmer über Aesthetik, die er dann in den Katalogen unserer Universität immer von neuem ankündigt mit der immer wiederkehrenden Bemerkung, er werde lesen, wenn ihn die Krankheit nicht hindre.

Das Leben unsers tragischen Dichters ist selbst einem tragischen Schicksal geweiht. Kaum haben sich die wilden Stürme seiner Jugend gelegt, kaum hat er die zweite sichere Heimat, den festen Beruf, den häuslichen Herd nach so vielen Irrfahrten gefunden, nur ein einziges Jahr hat er das stille Glück eines bescheiden zufriedenen Daseins genossen und es sich wohl sein lassen, wie andere Menschen, — da in der Blüthe seiner Kraft und seiner Jahre berührt ihn schon die Hand des Todes! Es ist, als soll er auf die Probe gestellt werden, ob er als Mensch bewährt, was er als Philosoph und Künstler behauptet: daß unsere Größe und Erhabenheit des Leidens bedürfe, um lebendig zu werden, daß sich der Geist nur dann groß zeige, wenn er über die leidende Natur triumphire. Und diese Probe besteht er durch lange schmerzenvolle Jahre. Er lebt die tragische Größe, die er dichtet. „Er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leiden war er, war dem Tode vertraut!“ Er sieht das Gebäude zusammenfallen und rettet den Geist aus dem Brande! Keine Spur von Bitterkeit und Lebensunmuth in dem edeln Angesichte, in das sich immer tiefer die Spur des Leidens eingräbt, das in jedem Augenblicke dem Tode ruhig entgegensteht. Jetzt erst nachdem er dem Leben und dessen Reizen innerlich entsagt hat, wird ihm die Kunst

alles. Während die verzehrende Krankheit mit jedem Angriffe mehr sein Leben untergräbt, — steigert, hebt, beflügelt sie seine geistigen Kräfte. Er fühlt sich emporgetragen, wie mit entkörperter Kraft, als wäre er schon der reine Dämon, fern von der getheilten Welt, bei den Göttern. Wir vergessen den bemitleidenswerthen Anblick ganz über den erhabenen. Was jetzt ihn selbst und seine Dichtungen durchdringt in diesem davongetragenen Sieg über das menschliche Leiden, das ist mehr als Größe, das ist eine Höheit wie sie nur wenige Sterbliche erringen: jene Höheit, welche die Angst des Irdischen in den Staub wirft, der das Gewöhnliche nichts mehr anhat, die sich um die kleinen Dinge nicht mehr kümmert. Und mit diesem hohen Ernst vereinigt sich, noch milder als zuvor, die Freundlichkeit seines Herzens, der heitere aufgeschlossene Sinn, die feurige Theilnahme an allem menschlich Werthvollen, die am glücklichsten auflebt in den traulichen Stunden der Freundschaft. So hat Schiller bei uns gelebt. so hat ihn Goethe kennen, lieben, bewundern gelernt und in der Erinnerung an jene Zeit dem dahingeshiedenen Freunde das große Gedächtniß gestiftet:

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
 Den hohen Mann der gute Tag gezeit,
 Wie bald sein Ernst anschließend, wohlgefällig
 Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
 Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig,
 Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt,
 Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen,
 Das haben wir erfahren und genossen.

Denn er war unser! Mag das stolze Wort
 Den lauten Schmerz gewaltig übertönen!

Er mochte sich bei uns, im sichern Port
 Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen,
 Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
 In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
 Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
 Lag was uns alle bändigt, das Gemeine.

Für einen der wichtigsten Lebensabschnitte Schiller's ist Jena der dauernde und wohlthätige Schauplatz. An keinem Orte hat er länger gelebt als hier. Er hat ausgestürmt, als die Weltgeschichte zu stürmen beginnt; während des ganzen Jahrzehnts der französischen Revolution von der Eröffnung der Reichsstände bis zur consularischen Herrschaft umfängt ihn das friedliche Stilleben von Jena. Der akademische Beruf läßt ihn frei. Er findet hier unter den Eindrücken einer idyllischen Natur, die ganz gestimmt ist für seine Phantasie, die Muße zum Denken und Dichten, die das heimlich-stille Jena jedem gewährt, der sie bedarf und zu nützen weiß, die so oft den großen Dichter von Weimar aus seinem bewegteren Hof- und Staatsleben hierher in die Einsamkeit lockte. Er sieht sich mit Verehrung willkommen geheißt von einer Reihe befreundeter Männer, in deren häuslichen und geistigen Verkehr er sich wohl fühlt, den Griesbach, Paulus, Schütz, Reinhold, Hufeland, denen sich bald ein jüngeres Geschlecht aufstrebender Geister zugesellt. Hier umgibt ihn ein gleichstrebender Kreis philosophischer Freunde, die das eben empfangene Licht der Kantischen Philosophie ausbreiten und verstärken, denen Jena es dankt, die erste und fruchtbarste Niederlassung jenes philosophischen Geistes gewesen zu sein, den Kant erweckt und zu einer unserer Poesie ebenbürtigen Höhe emporgehoben hat. Hier endlich schließt Schiller den Bund mit seinen beiden größten Freunden, die von ihm

so viel empfangen, ihm selbst so viel geben konnten: mit Wilhelm von Humboldt und Goethe!

Soll ich die Geisteswerke Schiller's hinzufügen, die hier gereift sind? Sie leben in dem unvergänglichen Andenken der Welt: die Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die philosophischen Abhandlungen, in denen zum erstenmal in der neuern Zeit die Philosophie der Kunst selbst Kunst wird und ihrem Gegenstande gleichkommt; die Gründung der Horen, jener ersten Zeitschrift unseres classischen Geistes, dessen Kräfte hier ihre gemeinschaftliche Bahn und Führung finden; die Epigramme und Xenien, jener schnell entworfene und kecke Feldzug in das niedrig gelegene und durch seine Sümpfe ungesunde Gebiet der deutschen Literatur, und gleich darauf die reiche und überraschende Ernte neuer Poesien, darunter die Balladen, die schon im Munde des Volks leben; endlich der Wallenstein, dieses große und glückliche Werk seiner wiedergeborenen dramatischen Kraft! Schritt für Schritt muß er seine poetische Natur gleichsam wiedererobern, nachdem er sie jahrelang unterdrückt und zurückgehalten hat unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten. Und wie er zögernd endlich den Plan zu dem neuen Kunstwerk gefaßt hat, da hemmt und unterjocht ihn zuerst dieser fest gegebene, geschichtlich ausgeprägte und spröde Stoff von ungeheuerm Umfange. Jahrelang muß er mit dem Stoff kämpfen, um ihn zu bezwingen und aufzulösen in die begrenzte und durchsichtige poetische Form. Je tiefer er selbst die Aufgabe der Kunst begriffen, je einsichtsvoller er jetzt mit künstlerischem Verstande sein eigenes dichterisches Schaffen beobachtet, je genauer er den Gegenstand aus eigener geschichtlicher Erfahrung vor sich ausgebreitet hat, um so schwieriger muß ihm gerade diese Arbeit werden. Sie erspart ihm keine Mühe, weil er selbst

sich keine ersparen will. Sie zeigt ihm alle Schwierigkeiten, weil er alle Forderungen des Kunstwerks bis in ihre Tiefen erkannt hat. Und wie ist ihm die Lösung dieser Aufgabe gelungen! Immer tritt mir Schiller und sein Werk im Wallenstein vor die Seele, so oft ich jener Stelle in Ideal und Leben begegne:

Wenn das Todte bildend zu befeelen,
 Mit dem Stoff sich zu vermählen,
 Thatenvoll der Genius entbrennt,
 Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
 Und beharrlich ringend unterwerfe
 Der Gedanke sich das Element.
 Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
 Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
 Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
 Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
 Und im Staube bleibt die Schwere
 Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
 Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
 Schlank und leicht wie aus dem Nichts gesprungen,
 Steht das Bild vor dem entzündten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 In des Sieges hoher Sicherheit.
 Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
 Menschlicher Bedürftigkeit.

Noch sind sie unter uns, die stummen Zeugen jener großen poetischen That! Das einsam idyllische Haus auf der Leutrahöhe, das Schiller als sein Eigenthum die letzten drei Sommer seines hiesigen Lebens bewohnt hat; der Garten

mit dem von Bäumen beschatteten Platz, wo damals das Häuschen mit der Rinne gestanden, in dem Schiller ungestört von dem Geräusche des Hauswesens an seinem Wallenstein fortschrieb und die Dichtung rüstig förderte. Hier, allein mit der lebendigen Fülle seiner Phantasie und versenkt in die Heldengestalten einer vergangenen Zeit, hat er oft seine schlaflosen Nächte dieser Dichtung gewidmet. Die Sterndeutung hat die Sternkunde nach sich gezogen, und ein sinniger Zufall hat gewollt, daß in jenem Hause dem Dichter des Wallenstein die Sternwarte gefolgt ist. Jetzt bezeichnet ein einfacher, von würdiger Hand gesetzter, Denkstein die Stelle, wo einst das poetische Gartenhäuschen gestanden. Ein lebendiges Denkmal an jene Zeit der idyllischen Dichterwohnung hat uns Goethe hinterlassen, der hier manche denkwürdige Stunde in fruchtbarem Gespräch mit dem Freunde verlebt hat:

Nun schmückt er sich die schöne Gartenzinne,
 Von wannen er der Sterne Wort vernahm,
 Das dem gleich ew'gen, gleich lebend'gen Sinne
 Geheimnißvoll und klar entgegenkam.
 Dort sich und uns zu köstlichem Gewinne
 Verwechselt er die Zeiten wundersam,
 Begegnet so im Würdigsten beschäftigt
 Der Dämmerung, der Nacht, die uns entkräftigt.

Der Wallenstein ist das letzte große Werk, das Schiller bei uns begonnen und vollendet hat; die Tragödie der Maria Stuart, die darauf folgt, gehört nur in ihrer ersten größeren Hälfte dem Aufenthalte in Jena. So bildet seine hiesige Lebensperiode ein in sich geschlossenes Ganzes. Sein erstes hier begonnenes und vollendetes Werk ist die Geschichte des

dreißigjährigen Kriegs; sein letztes ist das dramatische Gedicht von dem geheimnißvollen Helden dieses Kriegs.

Wenn es im Leben Schiller's eine der wichtigsten Entwicklungen war, die aus dem Geschichtsschreiber und Aesthetiker von neuem den Dichter und dramatischen Künstler hervorgehen ließ, so ist Jena der Schauplatz gewesen, auf dem Schiller diese ganze Entwicklung durchlebt und vollendet hat. Man darf behaupten: wenn seinen hier entstandenen Werken nichts vorangegangen und nichts nachgefolgt wäre, so würden sie hinreichen, ihm den Platz zu sichern neben Goethe auf der obersten Höhe der deutschen Poesie.

Es erfüllt die Universität mit gerechtem Stolze, daß sie diesen Mann unter ihre Professoren zählen und seinen Namen durch einundzwanzig Semester in ihren Katalogen aufführen durfte. Ist er auch kein akademischer Professor nach der Regel gewesen — er war in der That ein außerordentlicher Professor —, so fühlen wir Alle, daß unter den Lehrern dreier Jahrhunderte, die unsere Universität zählt, viele ohne Zweifel im gewöhnlichen Sinne gelehrter, Schiller unter allen mit Recht der berühmteste war. Die Universität nimmt das Jubiläum Schiller's unter ihre Ehrentage auf; sie hat sich, was nur an ihren Ehrentagen geschieht, in feierlicher Weise versammelt, um zum Andenken Schiller's eine Gedächtnisrede anzuhören. Und diese feierliche Versammlung zu krönen, hat sich unser erhabenes fürstliches Oberhaupt in die Mitte Seiner Universität begeben, haben die regierenden Herrschaften dieses Landes uns Höchst Ihre Anwesenheit gönnen und diesen festlichen Tag durch Ihre Gegenwart auszeichnen wollen. Die Universität hat beschlossen zur Erinnerung dieses Tags dem großen Dichter ein Denkmal zu errichten auf einem Platze

dieser Stadt, damit wir dem stolzen Worte gerecht werden: „denn er war unser!“ — damit die kommenden Geschlechter es erfahren, wie tief wir diesen Dichter verehrt haben.

Jena ist mit dem Ruhme Schiller's aufs innigste verbunden; er ist hier zu der Höhe emporgestiegen, auf der die Nachwelt ihn sieht: eine Höhe, die auch die fernsten Zeiten nicht verdunkeln, nur glänzender noch erhellen werden. Denn was die Weltgeschichte wahrhaft Großes geboren, das wächst mit den Zeiten. Hier ist ihm Goethe's Vorbild nahe getreten, das Schiller stets bewundert, aber mit einem gewissen scheuen Selbstgeföhle zuerst vermieden hat, als ob er nur fern von diesem Gewaltigen seiner Eigenthümlichkeit treu bleiben könne. Es waren sehr verschiedene Empfindungen, welche die beiden Dichter voneinander fern hielten. In Schiller mischte sich die Bewunderung vor dem mächtigen Goethe mit einem unheimlichen Gefühl und wieder dem Bewußtsein der eigenen Kraft zu einer Stimmung, die sich besser nachempfinden als in deutliche Begriffe auflösen läßt. Und Goethe, der so sicher den eigenen Weg ging und sich längst gewöhnt hatte, ihn allein zu gehen, sah Schiller von fern in einer ihm fremd und reizlos gewordenen Gegend; es trieb ihn nichts den Andern aufzusuchen. Das war eine ganz einfache und natürliche Empfindung. Für ihn war Schiller nicht unheimlich, sondern nur fremd. Und auch Schiller geht seinen eigenen Weg, der ihn auf eine Höhe emporführt, wo er sich plötzlich Goethe dicht gegenüber sieht, wo er seine höchsten Begriffe von Kunst in diesem wunderbaren Manne erfüllt findet. Und als ob er den jüngern Genossen auf dieser Höhe ausruhend erwartet hätte, kommt jetzt Goethe dem willkommenen Manne freundlich und hülfreich entgegen. Sie treffen zusammen wie zwei Wan-

derer, deren jeder eine lange Reise allein gemacht hat, und die jetzt auf der letzten Strecke des Weges, die sie gemeinsam gehen, sich viel zu sagen haben. Aus dem Gegensatz wird die Ergänzung, die wohlthätige und Beiden willkommene. Jeder betrachtet mit reiner Freude und pflegt mit fördernder Hand, was der Andere vor ihm voraus hat. Wer will jetzt geizig untersuchen, wer von Beiden der Reicherere war? Will man es wissen, so frage man Schiller, und er wird auf das Königreich seines Freundes hinweisen. Wir haben nichts gemein mit jenen engen Sektengeistern, die, wenn sie den Einen loben, den Andern herabsetzen, und die am liebsten Beide verkleinern möchten. Wenn heute der Name Schiller von aller Welt gepriesen wird, so stimmen wir ein; aber wir vergessen nicht, was er selbst und die Welt jenem einzigen und wunderbaren Manne schuldet, den ihm die wohlthätigste Fügung zum Freunde gegeben hat: der zu jenen Glücklichen gehörte, die nicht nöthig haben, neidisch zu sein, und zu jenen Guten und Seltenen, die es nicht sind. Wer wagt im Ernste, an dieses ehrwürdige und olympische Haupt die ohnmächtige Hand zu legen! Doch sie bleiben nie aus, die kleinen und unmächtigen Heristrate, die sich einbilden, sie könnten mit ihrem kaum brennenden Strohalm den Tempel der Diana in Brand stecken!

Im Bunde mit Goethe wird Schiller Deutschlands dramatischer Nationaldichter. Er ist hier dieser Dichter geworden. Der Preis ist ihm sicher, nachdem er den Wallenstein gedichtet, mit dem die Dramen seiner letzten Zeit wetteifern, den sie nicht übertreffen. Und nicht bloß im Leben Schiller's bezeichnet dieses Werk die poetische Wiedergeburt. Es ist zugleich eine Epoche in der Geschichte unserer dramatischen Kunst. Hier beginnt in unserer Poesie die Zeit



der hohen Tragödie. Aber die dramatische Kunst bedarf nicht bloß der Dichtung, sondern auch der Bühne. Ihre Epoche ist erst dann erfüllt, wenn sich die Bühne mit dem Dichter verbindet. Diese Verbindung gelingt. Der erste Schritt geschieht, als Goethe das neue Theater von Weimar mit dem Wallenstein Schiller's eröffnet. Nur auf den Bretern, die die Welt bedeuten, kann der dramatische Poet wirklich ein Nationaldichter werden. Diese dauernde Verbindung mit der Bühne zu schließen und zugleich in Goethe's beständiger Nähe zu leben, verläßt uns Schiller und nimmt seinen Wohnsitz bleibend in Weimar. Nur wenige Jahre sind ihm noch übrig. Jeder Augenblick, den die Krankheit freiläßt, gehört seiner Kunst; diese Kunst ist ganz der Bühne gewidmet. Sie wird in dieser Rücksicht praktisch, ohne aufzuhören, nach Schiller's strengen und hohen Begriffen poetisch sein. In vier Jahren reifen ebenso viele dramatischen Dichtungen: Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell; dazwischen übersetzt er für die Bühne den Macbeth, die Turandot, die Phädra, Kleineres nicht zu nennen. Seine letzte freie Dichtung, einem unvergeßlichen Tage gewidmet, ist die Huldigung der Künste! Sein letzter dramatischer Gedanke, der noch die Phantasien des sterbenden Dichters erfüllt, ist der Demetrius.

Es ist nicht die deutsche Bühne allein, die den Dichtungen Schiller's ihren großen künstlerischen Aufschwung verdankt. Verschweigen wir nicht, daß in der Tiefe des deutschen Volks ein nationales Element lebt, einfach und unverwüßlich wie die Natur selbst, ungetheilt von dem Kampf der Parteien: daß Schiller's Dichtungen dieses Element poetisch in Be-

wegung gesetzt und in hohen Wogen haben aufsteigen lassen. Vergessen wir nicht diese That des Nationaldichters! Mit großem und richtigem Sinn schöpft er den Inhalt seines Wallenstein aus dem ungeheuern Trauerspiele, welches die deutsche Nation selbst erlebt hat. Mit einem prophetischen Vorgefühl, wie es nur solche Naturen empfinden können, dichtet er in der Jungfrau und im Tell die Schicksale, die schon die nächste Zukunft über sein eigenes Vaterland verhängt hat: er dichtet die Leiden, den Kampf, die Befreiung eines unter das Joch der Fremdherrschaft tief niedergebeugten Volkes!

Und ein Jahr nach dem Tode des Dichters wüthet schon auf unsern Bergen die furchtbare Schlacht! Wir fallen besiegt unter eine Gewaltherrschaft, von der wir alles erdulden, was der Eigennuß ohne Großmuth dem Besiegten zufügen kann. Jahrelang peinigt sie uns, die Hand fremder Bögte. Aber die Noth macht einig und darum stark. Die kleinen Interessen verstummen in den Zeiten großen Leidens, und die Duldbenden selbst werden groß. Eine Empfindung durchdringt in jener Zeit das ganze deutsche Volk in allen seinen Gliedern: „es ist ein Feind, vor dem wir alle zittern und eine Freiheit macht uns alle frei!“ Mit unwiderstehlichem Drang erwacht im Innersten des deutschen Volkes jenes große Gefühl, dem Schiller den reinsten und feurigsten Ausdruck gegeben: die ganz einmüthige, ganz uneigennütige, ganz opferbereite Vaterlandsliebe, die wie mit heiliger Gewalt alle Herzen ergreift und dem Kampfe weihet für die deutsche Sache. Dieser unaufhaltsame und feurige Geist der Vaterlandsliebe, als die Stunde gekommen war, wo wir es nicht mehr trugen: das ist unsere Jungfrau, die deutsche Johanna gewesen, unter deren Fahnen wir gesiegt haben in den Tagen

von Leipzig und Waterloo! Die ehrwürdigen Männer in unserer Mitte, die damals die Waffen in der Hand dem heiligen Feldrufe gefolgt sind, mögen es bezeugen, ob nicht in ihrer Seele etwas geredet hat wie die Stimme der Johanna:

Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen,
 Er sendet mir den Helm, er kommt von ihm.
 Mit Götterkraft berühret mich sein Eisen,
 Und mich durchflammt der Muth der Cherubim;
 Ins Kriegsgewühl hinein will es mich reißen,
 Es treibt mich fort mit Sturmes Ungeßüm:
 Den Feldruf hör' ich mächtig zu mir dringen,
 Das Schlachtroß steigt und die Trompeten klingen!

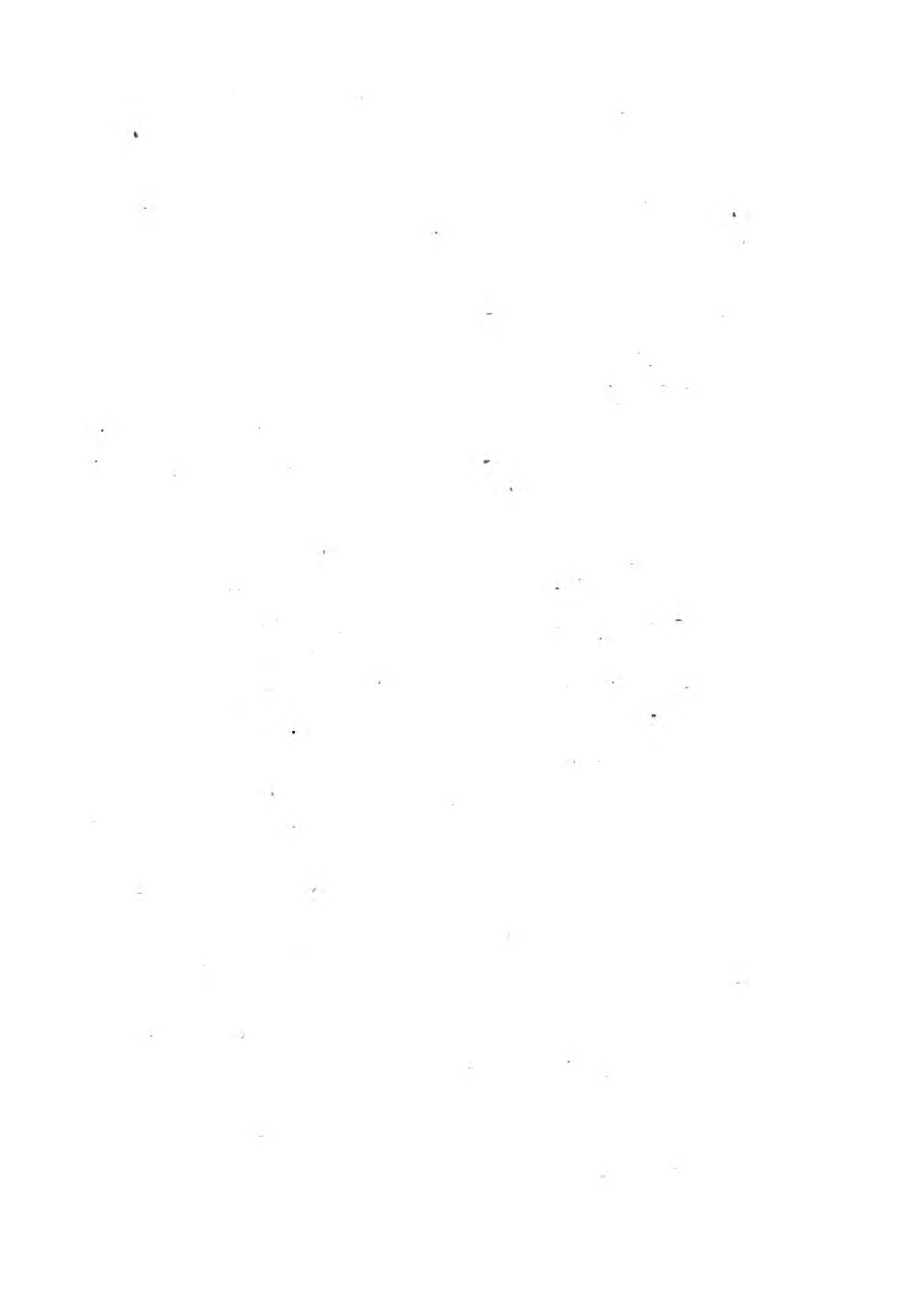
Daß sie Schiller erlebt hätte, die Tage, wo sein eigenes Wort seine kühnsten Dichtungen wahrmachen, wo in seinem eigenen Vaterlande die kriegerische Jungfrau ihr Orakel erfüllen sollte: Wenn Deutschlands letztes Schicksal nun sich naht, dann wirfst du — wie die rasche Schnitterin die Saat, den stolzen Ueberwinder niederschlagen, umwälzen wirst du seines Glückes Rad!

Er hat die große Befreiungstunde nicht erlebt, aber sein Geist ist mit uns gewesen und möge uns treubleiben, was auch die ewige Macht, welche die Schicksale der Völker lenkt, über das unsrige beschloffen habe!

So lebe der Dichter fort im Andenken der Jahrhunderte als das lautere, stets erhebende, stets mahnende Vorbild des deutschen Geistes! So leuchte er uns voran in jenen mächtigen und jugendlich bewegten Zügen, wie sie uns Dannecker und Goethe, jeder in seiner Kunst, verewigt haben:

Es glühte seine Wange roth und rötter
 Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
 Von jenem Muth, der früher oder später
 Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt;
 Von jenem Glauben, der sich stets erhöhter
 Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
 Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
 Damit der Tag des Edeln endlich komme.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
 Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
 Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
 In seinem Kreise willig festgebannt:
 Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
 Mit allem was wir schätzen eng verwandt.
 So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
 Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!



Anhang.

1.

Die Matritel der philosophischen Facultät aus dem vorigen Jahrhundert enthält folgende von Schiller selbst geschriebene Zeilen:

„Fridericus Schiller Marbaco-Wirtenbergensis a Serenissimis Almae Jenensis Nutritoribus anno 1789 Prof. Philos. extraordinarius designatus, acceptisque sub Decanatu Clar. Succow summis in philosophia honoribus, lectionum philosophicarum Mense May. ejusdem anni, Prorectore tum temporis magnifico Illustr. de Schellwitz, initium fecit.“

2.

„Acta Decanatus Facult. Philos. geführt von L. J. D.
Sudow vom 10. Febr. bis 8. August 1789.“

Sr. Wohlgeboren dem Herrn Kammerrath Succow
gegentwärtigen Decanus der philosophischen Facultät
auf der Universität

zu

Jena.

Summopere mihi gratulor, quod pro singulari Ducis
nostri clementissimi ceterorumque academiae Jenen-
sis tutorum gratia, provincia mihi demandata sit,
in tam illustri ac splendida litterarum universitate,
qualis Jenensis est, quae et vetustate sua et ma-
gnorum virorum, qui illam nomine suo illustrarunt,
fama et gloria prae aliis excellit, historiam publice
docendi. Quid mihi potest esse optabilius atque
gloriosius, quam ordini adscribi amplissimo tot
tantorumque doctissimorum virorum, qui non solum
de doctrinarum studiis immortaliter meriti sunt, sed
quorum laus et fama totam pervagatur, non dicam
Germaniam, sed Europam? Quum mihi vero ex-
ploratum sit, impetrata solummodo Magistri artium
dignitate, ad honorificentissimum illud Academiae
consortium adspirare posse, amplissimum illius Do-
ctorum ordinem oro atque obtestor, ut mihi illum
honoris academici gradum tribuere, haud dedigne-
tur. Nec vero etiam deero, si quod aliud exigat-
ur documentum, quo me ab academicae vitae

genere haud alienum esse rite testificer, lubentissime me illud exhibere. Datum Vimariae XXVIII^{vo} Aprilis MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller.

Ego **Fridericus Schiller** juro:

- 1) Quod puram Evangelii doctrinam congruentem cum tribus symbolis et augustana confessione velim amplecti, profiteri atque etiam propagare, pro modo meae vocationis.
- 2) Quod velim gratus esse erga fundatores hujus Academiae, Serenissimos duces Saxoniae.
- 3) Quod velim venerationem et gratitudinem praestare Magnifico Prorectori et ceteris Professoribus et obedire honestis legibus.
- 4) Quod non velim in contumaciam hujus Academiae alibi petere gradum Magisterii, nec studia philosophica deserere; sed ea ornare et provehere, quantum Deo adiutore possum, etiam me memorem hujus beneficii et gratum huic academiae ostendere omni loco et tempore.

Vimariae XXX April.
MDCCLXXXIX.

Fridericus Schiller.

(In diesem Eidesformulare ist von Schiller's eigener Hand nur die Unterschrift.)

3.

Hier ist Schiller's eigenhändig geschriebene Ankündigung seiner ersten Vorlesung:

ILLUSTRISSIMIS
 GENEROSISSIMIS AC NOBILISSIMIS
 COMMILITONIBUS

S. P. D.

FRIDERICUS SCHILLER.

Demandatum mihi in celeberrima hac Academia, Serenissimorum ejus Nutritorum beneficio, Professoris munus C. c. D. proximo Die Martis auspabor publicis lectionibus, quibus Introductioni in historiam universalem operam dabo. Has quidem lectiones bis per hebdomadem singulis Martis et Mercurii diebus hora VI—VII vespertina habere constitui, quibus ut frequentes faventesque interesse velitis, si commodum Vobis fuerit, humanissime rogo.

Jenae d. XXI May. MDCCLXXXIX.

Meine Vorlesungen werde ich in des Herrn Professor Reinhold's Auditorium halten.

4.

Die eigenhändige Ankündigung der Vorlesungen für den Sommer 1790 lautet:

L. S.

Prof. **Schiller**

hor. pomerid. V—VII. Historiae universalis partem primam, ad conditam usque Monarchiam Francorum, privatim tradet.

hor. pom. VI—VII. de Veneris Artis tragicæ theoriam publice illustrabit.

5.

Aus den Senatsacten: „Die dem Herrn Hofrath und Professor Johann Friedrich Schiller conferirte ordentliche philosophische Honorarprofessur betreffend.“

Die Ernennung Schiller's zum ordentlichen Honorarprofessor der Philosophie war am 11. December 1795 in Meiningen gezeichnet, am 28. December ej. a. in Gotha, am 8. Januar 1796 in Weimar, am 10. Januar 1798 in Koburg. Unter dem 4. März 1798 theilt Schüz, damals Prorector der Universität, die vollständig eingegangenen conformen Decrete dem akademischen Senat mit und fragt in Betreff Schiller's: „ob dessen Installation in einem Consistorio herkömmlichermaassen zu bewirken durchaus erforderlich sei, oder ob, falls dem Hr. Hofrath seine Gesundheitsumstände nicht erlaubten, zu erscheinen, es hinlänglich sei, demselben copiam Rescriptorum in vim publicationis zuzufertigen?“ Griefsbach, der erste Stimmende im Senat, votirt: „Da eine neue Verpflichtung in dem vorliegenden Falle nicht nöthig ist und Herr Hofrath Schiller bekanntlich dermalen nicht ausgeht, so wird ihm copia rescriptorum mit einem höflichen Schreiben zugefertigt.“ Die übrigen Senatoren stimmen bei (W. Schmid, Paulus, v. Eckardt, Walch, Reinhardt, Schnaubert, Hufeland,

Nicolai, Gruner, Loder, Stark, Suckow, Hennings, Ulrich, Heinrich, Voigt, Ilgen).

Schiller's eigenhändige Antwort auf das ihm zugefertigte Senatschreiben lautet:

Magnifice Academiae Prorector.

Hochwürdige, Hochwohl- und Wohlgeborene

Insonders Hochzuehrende Herrn.

Der ehrenvolle Beweis, den ich durch die mir gnädigt conferirte Würde eines Professor ordinarius honorarius von den gütigen Gesinnungen unserer durchlauchtigsten Nutritoren gegen mich kürzlich erhalten und die schmeichelhaften Aeußerungen, womit dieses angenehme Geschenk von Seiten Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren begleitet war, haben mich um so mehr gerührt, da meine Gesundheitsumstände mir leider nun schon so lange nicht mehr verstattet haben, durch eine nützliche Thätigkeit in meinem akademischen Beruf mir einen Anspruch auf eine solche Gunst zu erwerben.

Ich gestehe, daß ich in diesem Augenblick den Verlust meiner Gesundheit doppelt beklage, da ich dadurch verhindert bin, den hohen Werth, den ich auf das ertheilte Geschenk lege, durch eine verdoppelte Anstrengung meiner Kräfte zu beweisen. Nehmen aber Ew. Magnificenz, Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren meine aufrichtigste Dankbezeugung dafür an und die Versicherung, daß ich die Ehre, in einer nähern Verbindung mit Jena zu stehen, in ihrem ganzen Umfange fühle, und daß es so lange, bis meine gestärkere Gesundheit mir wieder vergönnet wird, meinem akademischen Berufe abzuwarten, mein eifriges Bestreben sein wird, durch

die einzige mir übrig bleibende schriftstellerische Thätigkeit mich als ein nicht unwürdiges Mitglied dieser ruhmvollen, im Auslande sowol als im Vaterlande mit Recht geachteten Akademie zu beweisen.

Der ich mit schuldiger Devotion und Ehrfurcht verharre

 Ew. Magnificenz,

 Hochwürden, Hochwohl- und Wohlgeboren,

 Meiner insonders hochzuverehrenden Herrn

 gehorsamster Diener

Friedrich Schiller.

Jena, den 19. März 1798.

6.

Der in unserer Rede (S. 22) berührte Brief Schiller's lautet vollständig, wie folgt:

An Herrn Geh. Rath Voigt in Weimar.

Nehmen Sie, mein verehrtester Freund, da ich es mündlich nicht konnte, schriftlich meinen herzlichen Dank dafür dar, daß Sie die Angelegenheit, mit der ich Sie zu belästigen wagte, zu meiner vollkommensten Zufriedenheit beendigt haben.

Jetzt endlich kann ich mich mit völliger Gewißheit als einen Bürger der hiesigen Universität betrachten, und alle Gedanken Jena zu verlassen, sind nun auf immer verbannt. Kein Ort in Deutschland würde mir das sein, was Jena und seine Nachbarschaft mir ist, denn ich bin überzeugt, daß man nirgends eine so wahre und vernünftige Freiheit genießt und in einem so kleinen Umfange so viele vorzügliche Menschen findet.

Auch hoffe ich durch die Activität, die meine Gesundheit mir gestattet, meines Plazes in dieser Societät nicht ganz unwerth zu bleiben und auch für die hiesige hohe Schule kein ganz unnützer Bürger zu sein.

Meine Frau, die unendlich froh ist, sich nicht aus ihrem Vaterlande entfernen zu dürfen, versichert Sie Ihres leb-

haften Dankes. Wir beide empfehlen uns hochachtungsvoll
Ihrer vortrefflichen Frau Gemahlin und ich bin und verbleibe
mit herzlicher Verehrung.

Ihr

verbundener Schiller.

Jena 6. April 95.

